

Im Rechnen sind sie spitze

Autor(en): **Tomczak-Plewka, Astrid**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für Sozialhilfe : ZESO**

Band (Jahr): **109 (2012)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-839853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bilder: Béatrice Devènes

Im Rechnen sind sie spitze

Sie fühlen sich «eigentlich nicht arm», obwohl Geld zu Hause immer knapp war: Zu Besuch bei drei Geschwistern, für die Markenjeans fast unerschwinglich und ein Kebab mit Kollegen die absolute Ausnahme sind.

Ein modernes Einfamilienhaus, irgendwo im Schweizer Mittelland. Ein gepflegter Rasen, Topfpflanzen vor der Eingangstür. Keine herrschaftliche Villa, aber ein Ort zum Wurzeln schlagen: Hier lebt Anna B.* mit ihren drei Kindern Peter (18), Lea (16) und Tim (13) und dem Jack-Russel-Terrier Chico. Noch. Denn das Haus ist verkauft, der Umzug eine ausgemachte Sache. Mehr als ein Jahr hat Anna B. nach einer geeigneten Mietwohnung Ausschau gehalten. Geeignet, das heisst in ihrem Fall: Gross genug für die drei halbwüchsigen Kinder, sie selber und den Vierbeiner. Gross genug, möglichst im gleichen Ort, und bezahlbar.

Anna B. lebt in Scheidung, seit knapp zweieinhalb Jahren ist sie vom Vater ihrer Kinder getrennt. Geld, sagt sie, sei schon früher immer knapp gewesen, die Einkommenssituation ihres Ex-Mannes eher instabil, er war vor der Trennung lange arbeitslos. Das Haus konnte sich die Familie nur dank einer privaten Zwi-

schenfinanzierung leisten. Doch jetzt verlangt die Bank Sicherheiten – Sicherheiten, die Anna B. nicht bieten kann. Seit der Trennung mussten sie und ihre Kinder oft mit 4000 Franken im Monat über die Runden kommen. Kürzlich konnte sie ihr Arbeitspensum als kaufmännische Angestellte in einer Hilfsorganisation von 30 auf 50 Prozent erhöhen. Damit kommt sie heute insgesamt auf knapp 5000 Franken Monatsbudget. «So gut ging es uns schon lange nicht mehr», sagt sie. Trotzdem: Das Haus lässt sich damit nicht halten. Immerhin hat Anna B. jetzt eine geeignete Wohnung gefunden. Die mündliche Zusage des Vermieters hat sie bereits, jetzt muss nur noch der Vertrag unterschrieben werden.

Aus der Not eine Tugend gemacht

Der Verlust des Hauses ist es, was ihren drei Kindern am meisten zu schaffen macht. «Es ist blöd, dass wir hier weg müssen», sagt →



→ Tim. «Wenn ich viel Geld hätte, würde ich am liebsten einfach das Haus kaufen.» Auch Leas Miene verdüstert sich beim Gedanken daran, dass sie bald umziehen müssen. Aber immerhin: Die neue Wohnung ist nicht nur knapp finanzierbar, «sondern erst noch gut», wie Lea festhält. An diesem Nachmittag in den Herbstferien sitzen die beiden noch schulpflichtigen Geschwister mit ihrer Mutter am Esstisch und machen sich Gedanken über ihre finanzielle Situation.

«Armut bedeutet, sich gar nichts oder fast nichts leisten zu können. Heute fühle ich mich aber nicht arm, jedenfalls nicht im Vergleich zu vor einem Jahr», sagt die 16-Jährige. Ihr kleiner Bruder pflichtet ihr bei: «Es geht uns ja soweit ganz gut, aber es könnte auch besser gehen.» Besser, das hiesse, dass sich die beiden Teenager nicht bei jeder Ausgabe genauestens überlegen müssten, ob die wohl drin liegt oder nicht. Und dann meistens zum Schluss zu kommen, dass sie das Budget sprengt. Lea bekommt monatlich 55 Franken Taschengeld, davon muss sie alle persönlichen Ausgaben wie Kleider, Handygebühren etc. decken. Lediglich Schuhe und den Coiffeurbesuch berappt ihre Mutter.

«Ich liebe es, zu shoppen», sagt Lea mit Nachdruck. «Aber ich tue es fast nie.» Lea hat aus der Not eine Tugend gemacht: «Ich habe gelernt, dass ich aus alten Kleidern was Modernes machen kann. Ich sehe beispielsweise in einem Heft, wie man Kleider kombinieren könnte und kopiere das dann einfach mit anderen Farben.» Tim, der monatlich 25 Franken Taschengeld bekommt, findet Kleider zwar nicht ganz so wichtig, würde aber trotzdem gerne mal Markenklamotten tragen. Von diesem Wunsch kann sein älterer Bruder Peter ein Liedchen singen. «Heute verdiene ich glücklicherweise mein eigenes Geld und leiste mir Dinge, die früher kaum in Frage gekommen wären.» Und da stehen Markenkleider ganz oben auf der Liste, denn: «Als ich noch zur Schule gegangen bin, war es halt wichtig, die richtigen Klamotten zu tragen.» Peter absolviert eine Lehre zum Elektroinstallateur und ist deshalb an diesem Nachmittag nicht am Familientisch. Doch er

bestätigt später am Telefon, was seine Mutter sagt. «Ich denke, der Älteste hat am meisten unter der ganzen Situation gelitten.»

Von der Scham, arm zu sein

Peter war Teenager, als die Familie finanziell am Tiefpunkt war und die Eltern kurz vor der Trennung standen. «Wenn ich <Armut> höre, denke ich an Kinder in Slums, irgendwo in der Dritten Welt. Ich fühle mich eigentlich nicht arm», sagt er heute. «Aber ich habe mich oft geschämt, weil wir uns vieles nicht leisten konnten – teure Ferien, elektronische Geräte oder so.» Ausgegrenzt gefühlt habe er sich allerdings deshalb nicht. «Natürlich haben die anderen mitbekommen, dass es uns nicht so gut ging. Vielleicht haben sie auch mal einen Spruch gemacht, aber das war eigentlich eher im Spass gemeint.» Manchmal sei es auch vorgekommen, dass ihn ein Kollege nach der Schule zu einem Dürüm eingeladen habe. Trotzdem: «Ich habe meinen Eltern früher indirekt Vorwürfe gemacht, dass sie nicht mehr aus sich gemacht haben.» Heute ist er froh,

«Wenn ich <Armut> höre, denke ich an Kinder in Slums, irgendwo in der Dritten Welt. Ich fühle mich eigentlich nicht arm.»

[Peter, 18]



«Alles, was das Budget monatlich regelmässig zusätzlich belastet, ist ein rotes Tuch.»

(Anna B., Mutter)

dass er früh gelernt hat, mit Geld umzugehen. Von den 950 Franken Lehrlingslohn gibt er 100 Franken seiner Mutter ab – und es gelingt ihm sogar noch, etwas zu sparen. So konnte er sogar die Autoprüfung finanzieren, wie er nicht ohne Stolz und fast etwas verwundert feststellt.

Wenn Peter heute zurückblickt, wirkt er gelassen, abgeklärt und sehr reif. Und er betont, dass seine Eltern ihm zwei Sachen immer ermöglicht haben: Den Sport und die Musik. Sechs Jahre lang hat er Schlagzeugunterricht bekommen, eine Zeitlang hat er im Fussballclub gespielt. Auch seine Geschwister spielen ein Instrument: Tim Gitarre, Lea hatte früher Geigenunterricht, im Wohnzimmer steht ein E-Piano. «Ja, Musik ist uns wichtig», sagt Mutter Anna B. Einzelunterricht oder teure Hobbies liegen jedoch nicht drin. «Alles, was das Budget monatlich regelmässig zusätzlich belastet, ist ein rotes Tuch», sagt sie. Ihre Kinder verstehen das – und haben trotzdem unerfüllte Wünsche: Lea würde furchtbar gern reiten, Tim gerne einem Parkour-Club beitreten – «aber das kostet jeden Monat 120 Franken», seufzt er. Seine Mutter ist der Meinung, dass diese Sportart, bei der man alle möglichen Hindernisse überwinden muss, gut zu ihrem Sohn passt und würde sie ihm gerne ermöglichen. Andererseits: «Ich finde es okay, dass man nicht alles machen kann, dass man Grenzen spürt», sagt sie.

Lebensmittel von der «Schweizer Tafel»

Wer ihre Kinder sprechen hört, staunt, wie vernünftig und ohne zu murren sie die Situation akzeptieren. Das habe wohl auch damit zu tun, dass ihnen bewusst ist, wie gut es ihnen in der Schweiz geht. «Ich arbeite in der Entwicklungshilfe und habe den Kindern diesbezüglich einiges mitgegeben», sagt Anna B. «Ich bin sehr froh, dass ich in der Schweiz lebe. Dass ich es mir leisten kann, mich von einem Mann zu trennen und mich scheiden zu lassen.» Verhungern müsse hier niemand – und das sei schon sehr viel. Zwar habe sie noch nie Sozialhilfe in Anspruch nehmen müssen. Doch zwei Mal wöchentlich deckt sich Anna B. bei der Organisation «Schwei-

zer Tafel», die Bedürftige unterstützt, mit kostenlosen Lebensmitteln ein. «Diese Unterstützung hilft sehr», sagt sie. «Sonst wäre es schon sehr schwierig.»

Ihre Kinder nehmen diese Hilfe mit gemischten Gefühlen an: «Irgendwie würde ich mich schon schämen, wenn jemand mitbekommt, dass wir gratis Lebensmittel abholen. Das kommt so arm rüber», sagt Lea. «Und meinen Kollegen biete ich diese Sachen nicht gerne an, weil sie ja fast abgelaufen sind. Bei uns in der Schule denken alle, wenn etwas einen Tag abgelaufen ist, muss man es wegschmeissen.» Ein Gedanke, der auch Tim nicht fremd ist: «Also früher hätte ich niemals ein abgelaufenes Joghurt gegessen», sagt er bestimmt. «Aber heute weiss ich ja, dass es in Ordnung ist – ausser natürlich, wenn's irgendwie komisch riecht.» Alle lachen. Der Kuchen auf dem Tisch, auch er aus den Vorräten der «Schweizer Tafel», sieht jedenfalls auch noch ganz in Ordnung aus.

Ohne Angst in die Zukunft

Überhaupt wirkt die kleine Welt hier sehr aufgeräumt, nichts Bedrohliches liegt in der Luft. Und doch: Als das Gespräch aufs Thema Sozialhilfe kommt, verliert Tim sein Lächeln. «Es wäre schlimm, wenn wir Sozialhilfe beanspruchen müssten. Denn dann könnten wir uns wohl nicht mal die neue Wohnung leisten. Vielleicht müssten wir uns sogar aufteilen, bei verschiedenen Kollegen wohnen.» Seine Mutter sagt beruhigend, das passiere nicht, und erklärt: «Wir hatten wirklich Angst, dass wir keine Wohnung finden. Wir haben dann das Worst-Case-Szenario durchgespielt und das hätte bedeutet, dass wir uns auf verschiedene Freunde verteilen.» Doch diese Gefahr ist gebannt. Tim, Lea und Peter blicken zuversichtlich in die Zukunft. Lea würde gerne Lehrerin werden – aber dafür müssten ihre Schulleistungen besser werden, wie sie lachend zugibt. Tim interessiert sich für Computer, «vielleicht wäre Mediamatiker was», sagt er, «oder auch Fachkraft für Bewegung und Gesundheit.» Für beide ist es nicht so wichtig, wie viel sie eines Tages verdienen. «Klar, es sollte schon für eine gute Wohnung reichen», sagt Lea. Für den Ältesten ist derweil klar: Immer auf dem Bau zu arbeiten, ist nichts für ihn. Er will noch die Berufsmatura machen und später studieren. Spielt dabei auch der Gedanke an einen besseren Verdienst mit? «Früher habe ich immer gedacht: Wenn ich mal erwachsen bin und Kinder habe, will ich viel verdienen und ihnen alles ermöglichen. Ich bin heute nicht mehr sicher, ob das wirklich so wichtig ist», sagt er. Aber klar: Der höhere Verdienst nach einem abgeschlossenen Studium «ist sicher ein ganz angenehmer Nebeneffekt.» Sagt's – und lacht zufrieden. ■

Astrid Tomczak-Plewka

*alle Namen geändert